

ETHNOLOGISCHE ANSÄTZE IN DER JAPANFORSCHUNG (I):

ARBEITEN ZUM JAPANISCHEN NATIONALCHARAKTER

Hans Dieter Ölschleger

There are among them the vain and greedy as well as the modest and generous, the hostile and frustrated as well as the acquiescent and passive.

(Robert J. Smith 1978: 4)

Stereotype sind wichtige ideologische Konstrukte, um die soziale Realität zu strukturieren und überschaubarer zu machen. Es sei hier dahingestellt, ob im Alltagsleben der Prozeß der Stereotypisierung unumgänglich ist. In der Ethnologie, der Wissenschaft, die es sich zur Aufgabe macht, Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Kulturen zu erklären, verstellen sie allerdings den Blick für die Komplexität gesellschaftlicher Vorgänge. Der Nationalcharakter, das heißt die Summe von Charaktereigenschaften, die man den Angehörigen einer Nation in ihrer Gesamtheit zuspricht, ist ein solches Stereotyp. Redet man vom japanischen Nationalcharakter, tritt *der* Japaner hervor, und die von Smith beschriebene Vielfalt der Persönlichkeiten der Einwohner Kurusus in Japan hört auf zu existieren. Im folgenden geht es um Versuche, *den* Japaner in seinen Charaktereigenschaften zu beschreiben – geschehen im Rahmen eines Ansatzes, der als *Culture and Personality* innerhalb der Geschichte der ethnologischen Wissenschaft bekannt ist.

Mit diesem Namen bezeichne ich eine theoretisch-methodische Richtung innerhalb der amerikanischen *cultural anthropology*¹, die menschliches kulturelles Verhalten mit psychologischen Begriffen und Theorien zu beschreiben und zu erklären versucht. Dieser Ansatz hatte über geraume Zeit hinweg einen maßgeblichen Einfluß, der weit über die Kultur- und Sozialwissenschaften hinausging.

Nun spielen Untersuchungen im Rahmen der hier vorgestellten Forschungstradition innerhalb der Sozialwissenschaften schon lange keine Rolle mehr. Insofern bedarf die Behandlung dieses Ansatzes – vor allem,

¹ Im folgenden werden in den Begriff Ethnologie auch die amerikanische *cultural anthropology* und die britische *social anthropology* eingeschlossen. Diese Bezeichnungen werden nur dann gebraucht, wenn es darum geht, die jeweiligen Besonderheiten dieser Richtungen zu betonen.

da sie im Jahrbuch eines Institutes geschieht, dessen explizite Aufgabe die Erforschung des modernen Japan ist – der besonderen Begründung, die ich in diesen einleitenden Bemerkungen geben will.

Die spezielle Darstellungs- und Erklärungsweise menschlicher Kulturen, die mit der Bezeichnung *Culture and Personality* verbunden ist, entwickelt sich innerhalb der amerikanischen *cultural anthropology* seit Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts² und erreicht ihre Blütezeit etwa zwischen 1940 und 1955. In diesen Zeitraum nun fällt auch die durch die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges notwendig gewordene erste intensive Beschäftigung der Amerikaner mit dem japanischen Volk. Bei dem Versuch, den Gegner besser kennenzulernen, um so den Kriegsverlauf besser steuern und in der (zuerst nur erhofften) Besatzungszeit den Feind umerziehen zu können, wurde auch die *cultural anthropology* in die Pflicht genommen, mehr noch, sie leistete bei diesem Unterfangen wohl die Hauptarbeit. Aus dem zeitlichen Zusammentreffen dieser Ereignisse und der Vorherrschaft des *Culture and Personality*-Ansatzes ergab sich zwangsläufig die Tatsache, daß die Darstellung japanischer Kultur und Gesellschaft in der Begrifflichkeit dieses Paradigmas geschah. Bis auf die Ausnahme Embrees, der sich bei seinen Forschungen in den Jahren 1935 und 1936 durch die Annahmen des struktural-funktionalistischen Ansatzes der britischen *social anthropology* leiten ließ (vgl. dazu die von Radcliffe-Brown geschriebene Einleitung zu Embree 1946), sind somit die ersten fachethnologischen Arbeiten, die innerhalb der westlichen Wissenschaft in einem theoretisch kohärenten Rahmen geschrieben worden sind, der hier behandelten Richtung zuzurechnen.

Diese Tatsache allein machte allerdings eine Beschäftigung mit diesen Arbeiten lediglich aus wissenschaftshistorischen und wissenssoziologischen Gründen sinnvoll. Nun zeigen sich aber Auswirkungen bis in die Japanforschung neuester Zeit. Vor allem Ruth Benedict hat mit ihrem Buch *The Chrysanthemum and the Sword* eine bestimmte Art der Interpretation der japanischen Gesellschaft aufgezeigt, die auch heute noch allzu oft als richtungweisend anerkannt wird. Die hier entwickelte Begrifflichkeit zieht sich wie ein roter Faden durch weite Bereiche der sozialwissenschaftlich orientierten Japanforschung, und auch darüber hinaus stößt man immer wieder auf ihre Spuren.

Zur Untermauerung dieser Aussage möge es genügen, einige wenige Belege aus verschiedenen Jahren anzugeben. Silberman (1962: 289) bemerkt in seinen einleitenden Worten zu dem Kapitel, das er aus *The Chrysanthemum and the Sword* abdruckt,

² Vgl. dazu Hunt 1967: IX, der allerdings auch darauf hinweist, daß bereits während der Torres Straits Expedition im Jahre 1898 bei einigen Teilnehmern ein starkes Interesse an psychologischen Fragestellungen vorherrschte.

The Chrysanthemum and the Sword is perhaps the best known of all works attempting to define the nature and motivation of Japanese behavior. Justly a classic of its kind this work should be read by everyone interested in Japan and Japanese personality.

An anderer Stelle notiert Silberman (1962: 308), daß auch Gorers Methoden und Schlußfolgerungen eine maßgebliche Rolle bei der Erforschung des japanischen Nationalcharakters spielen.

In eher noch stärkeren Worten preist Mitchell (1976: 11) Ruth Benedict:

With an impact second only to Commodore Perry's on the level of information about Japan, Ruth Benedict in 1946 opened the door on Japan for those Americans who cared step through.

Viele Autoren fühlen sich verpflichtet, ein Kapitel zum japanischen Nationalcharakter oder zur Persönlichkeit *des* Japaners in ihr Buch aufzunehmen, auch wenn nicht bewiesen werden kann, daß es dieses Phänomen überhaupt in der postulierten Form gibt oder die bisher vorliegenden Forschungen zu diesem Themenkreis grundlegende Aussagen dazu möglich machen. Insofern darf dieser Ansatz auch heute noch nicht als überwunden gelten, obwohl es gute Gründe dafür gibt, viele der Culture and Personality-Studien nicht zur Kenntnis zu nehmen. Die oben gemachten Aussagen gelten nicht nur für den englischsprachigen Raum (vgl. dazu Minear 1980: 36), der Einfluß Benedicts kann auch für Deutschland nachgewiesen werden. Menzel (1989: 37) begründet die Tatsache, daß er kein Kapitel aus Benedicts Buch in der von ihm herausgegebenen vierbändigen Sammlung zu Japan berücksichtigt hat, mit dem Hinweis darauf, daß der Verlag eine deutsche Übersetzung vorbereite. Das läßt darauf schließen, daß nach dem Erscheinen dieser Übersetzung Ruth Benedict noch eine geraume Zeit zumindest das deutsche Japanbild mitbestimmen wird.

An das Ende dieser einführenden Bemerkungen seien einige Worte gestellt zu dem, worum es in diesem Beitrag nicht geht.

Ich beabsichtige keine lückenlose Darstellung aller Arbeiten, die aus diesem Ansatz heraus über Japan geschrieben worden sind. Dies würde den Umfang dieses Beitrages über Gebühr anwachsen lassen. Außerdem ist das an anderer Stelle schon geschehen.³ Es geht mir vielmehr darum, anhand von Beispielen das Wesentliche und die Gemeinsamkeiten dieser Studien herauszustreichen und daran ansetzend eine theoretische und methodische Kritik zu entwickeln, die über die Brauchbarkeit dieser Arbeiten als Grundlage der Japanforschung (nicht nur ethnologischer Art) Auskunft geben soll. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen vor allem die

³ Folgende Arbeiten befassen sich mit Culture and Personality-Studien zu Japan: Barnouw 1979: 44–45; Caudill 1970; Norbeck & DeVos 1961; Sofue 1960.

frühen Arbeiten, die den Rahmen abgesteckt haben, innerhalb dessen eine große Anzahl späterer Untersuchungen durchgeführt worden sind.

Weiterhin soll es nicht darum gehen, die gesamte psychologische Anthropologie⁴ in Bausch und Bogen zu verdammen. Studien zum Verhältnis Kultur und Persönlichkeit ihrer Träger (vor allem zu den grundlegenden Prozessen der Sozialisation und der Enkulturation) gehören ohne Zweifel zu den wichtigsten Vorhaben innerhalb der Wissenschaften, die sich mit dem menschlichen Verhalten befassen.

1. ZUR ENTSTEHUNGSGESCHICHTE VON CULTURE AND PERSONALITY: DIE AMERIKANISCHE CULTURAL ANTHROPOLOGY VOR 1930

Die amerikanische *cultural anthropology* ist in ihrer Entwicklung entscheidend geprägt worden durch Franz Boas (geb. 1858 in Minden / Westfalen – gestorben 1942 in New York), in dessen Wissenschaftsverständnis zwei gegensätzliche Strömungen eine Verbindung eingehen, die sein Wirken bis zu seinem Tod beeinflussen und die auch bei seinen Schülern in unterschiedlicher Betonung wirksam werden.

Seine wissenschaftliche Ausbildung erhält Franz Boas an den Universitäten von Heidelberg, Bonn und Kiel, wo er Physik und Mathematik studiert, sich jedoch später auch mit Problemen der physischen und Kulturgeographie befaßt⁵. Im Alter von 23 Jahren erwirbt Boas 1881 seinen Doktorgrad, seine Dissertation trägt den Titel „Beiträge zum Verständnis der Farben des Wassers“. Die während der naturwissenschaftlichen Ausbildung erworbene methodologische Präzision und kritische Objektivität sind für seine spätere ethnologische Tätigkeit charakterisierend.

Andererseits unterliegt Boas frühzeitig Einflüssen der damals in Deutschland vorherrschenden philosophischen Richtungen des Neo-Kantianismus und der Lebensphilosophie (vgl. dazu Harris 1969: 267ff.). Bereits während der letzten vier Semester an der Universität Kiel hört er Vorlesungen bei Benno Erdmann, einer der führenden Autoritäten zu Kant. Von Wilhelm Dilthey übernimmt er die starke Betonung der geistigen und ideologischen Komponenten bei der Erklärung kultureller Phänomene (also das, was man als emische Vorgehensweise bezeichnen könnte im Gegensatz zur etischen) und den Sinn für die Historizität; Rickert und Windelband werden für Boas wichtig wegen ihrer Unterscheidung der Wissen-

⁴ Die Bezeichnung Psychologische Anthropologie wird synonym zu Culture and Personality gebraucht. Vgl. dazu Hunt 1967: IX.

⁵ Eine gute biographische Darstellung von Franz Boas bieten Kardiner und Preble (1974: 136–162).

schaften in nomothetische (gesetzbildende, mit den Naturwissenschaften als Paradedisziplinen) und ideographische (das Einzelne betrachtend und beschreibend, vor allem die Geschichtswissenschaft charakterisierend).

Zumindest bei den Werken des frühen Boas zeigt sich deutlich der Einfluß, den die naturwissenschaftliche Ausbildung und die damit verbundene Betonung der Suche nach Gesetzmäßigkeiten in seinem Denken hinterlassen haben. Zu Beginn seiner ethnologischen Tätigkeit beschreibt Boas (1948: 637; orig. 1888) als sein Ziel eindeutig die Formulierung von Gesetzmäßigkeiten der kulturellen Entwicklung. Was dieses Ziel angeht, unterscheidet er sich in keiner Weise von den Evolutionisten, die zu dieser Zeit die Ethnologie dominieren. Allerdings richtet Boas scharfe Angriffe gegen die komparative Methode⁶, deren Vertretern er vorzeitige Verallgemeinerung auf unzureichender Datenbasis vorwirft, wenn sie postulieren, daß das Vorhandensein gleichartiger Kulturelemente in unterschiedlichen Kulturen auf dieselben Ursachen zurückzuführen sei und daraus umfassende Gesetzmäßigkeiten der Kulturentwicklung ableiten (Boas 1948: 275; orig. 1896). Boas befürwortet demhingegen die genauestmögliche Erforschung jeder Gesellschaft in ihrem historischen Kontext. Erst wenn genügend Daten zum geschichtlichen Werdeprozeß einzelner Kulturen zusammengetragen seien, möge man zur Formulierung von Verallgemeinerungen schreiten. Hat die Form von *rescue anthropology* durchaus ihre Berechtigung in einer Zeit, die geprägt ist durch das rasche Verschwinden der nordamerikanischen Indianerkulturen als eigenständiger Lebensform, wird das dialektische Verhältnis von Theoriebildung und Faktensammeln außer acht gelassen.

Allerdings wird dieses nomothetische Wissenschaftsverständnis im Verlaufe der akademischen Karriere Boas' immer weiter von einem ideographischen zurückgedrängt, bis er schließlich gänzlich das Vorhandensein von Gesetzen in der Kulturgeschichte leugnet. Harris (1969: 280) faßt diese Wandlung treffend zusammen, wenn er schreibt,

This development dates from the appearance in Boas' theoretical writings of a new and strident theme in which it is stated that the search

⁶ Die vergleichende Methode der Evolutionisten basiert auf der Annahme, daß die unterschiedlich ausgeformten Kulturen der Gegenwart Ähnlichkeiten aufweisen mit im Verlaufe der Menschheitsentwicklung untergegangenen. Gelingt es nun, die gegenwärtig bestehenden Gesellschaften in einer Reihenfolge wachsenden Alters anzuordnen, hat man ein Spiegelbild der menschlichen Kulturgeschichte geschaffen. Die Einordnung einzelner Gesellschaften in dieses Schema geschieht logisch-deduktiv: man postuliert, daß die einfacheren Formen kultureller Phänomene die älteren sind. Vgl. dazu etwa Lubbock 1865: 416, dessen Buchtitel allein schon einen deutlichen Hinweis auf die Vorgehensweise der Evolutionisten gibt.

for lawful evolutionary regularities is a chimera; that the aims of anthropology should not include the discovery of laws; and that no amount of additional research could possibly alter the futility of the nomothetic option in the phenomena of culture.

Boas führt die Gemeinsamkeiten, die man in verschiedenen Kulturen feststellen kann, nunmehr auf die Struktur des menschlichen Geistes zurück. Die Welt der Phänomene, die sich den menschlichen Sinnen bietet, ist ein Kontinuum, in das Ordnung erst durch unbewußte Prozesse der Kategorisierung gebracht wird. Diese Kategorien reflektieren zwar allgemeinschliche psychische Vorgänge, unterscheiden sich jedoch von Kultur zu Kultur. Einmal aufgestellt, bilden sie praktisch ein Filter, durch das alle neuen Erfahrungen eines Menschen gehen müssen, bevor sie assimiliert werden können. Die Integration der Kultur wird somit zu einem psychologischen Phänomen, das sich aus geistigen Prozessen ergibt und nicht auf externen Faktoren gründet (vgl. dazu Stocking 1976: 4).

Diese Integration läßt sich am besten in Begriffen wie „Thema“, „Stil“ oder „Pattern“ fassen, nicht aber in denen von „Struktur“ oder „System“. Historische Zufälle des Kulturkontaktes und konstante Manipulation bewirken eine dynamische und prozessuale Integration, die immer im Fluß ist. Entsprechend ändert Boas auch seine Haltung gegenüber der früher von ihm so vehement geforderten historischen Rekonstruktion und fordert ein erschöpfendes Studium des Individuums unter dem Einfluß der Kultur (vgl. dazu Boas 1948: 269; orig. 1930). Damit sind die Weichen für die Entwicklung des Culture and Personality-Ansatzes gestellt, auch wenn nicht alle Schüler Boas' in die so vorgezeichnete Richtung abschwanken. Sobald nämlich die Phase der Kritik am Evolutionismus überwunden und der unter der Bezeichnung Historischer Partikularismus bekannte Forschungsansatz sowohl theoretisch-methodisch als auch institutionell der vorherrschende in den Vereinigten Staaten geworden ist, zeigt es sich bald, daß es bei seinen Vertretern kein einheitliches Konzept dessen gibt, was Ethnologie sei oder was sie zu leisten habe. Allen Schülern Boas' gemeinsam ist die ihnen immer wieder gelehrt Sicht von Kultur als einem Gemenge beziehungslos nebeneinanderstehender Elemente, das ausschließlich das Ergebnis historischer Zufälle sei und deren Zusammenhang auf der vor allem unbewußten gedanklichen Tätigkeit der Individuen beruhe. Was keinem während der Ausbildung nahegebracht wurde, ist die theoretische Durchdringung des Datenmaterials. Sich diese zu erarbeiten, bleibt ihnen selbst überlassen. Dieser Prozeß geschieht bei den einzelnen Schülern unter verschiedenen Aspekten – wobei jeder andere Anregungen aufgreift, die sich während der langen Geschichte der Entwicklung des Boas'schen Denkens finden lassen. Die Boas-Schule (wenn

man denn überhaupt von einer solchen sprechen darf) zerfällt innerhalb kürzester Zeit in eine Reihe von verschiedenen Ansätzen. Interessant für unseren Zusammenhang werden nun die Entwicklungen, die direkt zur Formulierung der Position des Culture and Personality-Ansatzes führen.

2. CULTURE AND PERSONALITY

Der Culture and Personality-Ansatz kann auf eine lange Tradition des Psychologisierens bei der Beschreibung und Erklärung kultureller und sozialer Phänomene zurückblicken. Bereits bei Tacitus und seiner Schilderung der Germanen finden wir den Versuch, eine fremde Kultur auch in psychologischen Begriffen zu fassen (vgl. dazu Harris 1969: 399ff.; Stocking 1986: 3f.). Neu bei der nun in den USA einsetzenden Bewegung ist lediglich, daß man dieses Prinzip explizit zur alleinigen Vorgehensweise macht und versucht, dieses theoretisch und methodisch zu untermauern.

Zusammenfassend kann man Culture and Personality charakterisieren als einen Versuch, die oben kurz geschilderte Sicht von Kultur als Gebilde auf unterschiedlichsten Wegen zusammengekommener Elemente zu überwinden und den systematischen Charakter zu betonen. Damit geschieht hier das, was etwas früher schon in Großbritannien durch Radcliffe-Brown und Malinowski mit ihren unterschiedlichen Spielarten des Funktionalismus unternommen wurde. Marvin Harris (1969: 423) stellt weitgehende Parallelen zwischen den Vorgehensweisen dieser Richtungen fest:

For the most part these contributions [der Culture and Personality-Richtung] have been phrased in terms of loosely formulated, functionalist paradigms. That is, certain kinds of personality configurations are presented as somehow appropriate to, or consistent with, certain kinds of institutions or other aspects of the group's typical or modal personality. In this sense Benedict's configurations are obviously a form of functional analysis which is fully analogous to the attempt by Radcliffe-Brown and Malinowski to show the interdependence and functional „fit“ of less conspicuously psychological elements.

Wie viele der großen Wissenschaftstraditionen zerfällt auch die der Culture and Personality-Studien in verschiedene Richtungen. Nur durch die Annahme miteinander verbunden, daß jede Kultur eine Persönlichkeitsstruktur entstehen läßt, die als „typisch“ für diese Kultur angesehen werden kann, unterscheiden sie sich deutlich in ihrer Vorgehensweise und in ihren zugrundegelegten theoretischen Annahmen. Lindesmith und Strauss (1959: 528f.) charakterisieren die psychologische Anthropologie folgendermaßen:

The scholars who have contributed to this movement have a common general orientation although some differences of opinion and emphasis exist. One wing of the movement includes psychoanalytically trained persons [...] Another wing [...] places the main emphasis upon descriptions of cultural configurations and personality types, but puts relatively little emphasis upon genetic explanations or on psychoanalytic concepts.

Wie wir sehen werden, zeichnet sich diese grundsätzliche Zweiteilung deutlich in der Japanforschung ab.

Als Begründerin von *Culture and Personality* hat ohne Zweifel Ruth Benedict zu gelten⁷, auch wenn im Verlaufe der Entwicklung durch die Assimilation Freudscher Hypothesen der Ansatz eine entscheidende Wandlung erfährt. Die frühen Werke von Benedict sind gekennzeichnet durch die strikte Übernahme der Positionen des Historischen Partikularismus Boas'scher Prägung. Was sie am Ende eines Artikels über das Konzept des *guardian spirit* bei den nordamerikanischen Indianern schreibt, macht dies deutlich, zeigt im Vergleich mit späteren Arbeiten aber auch, wie stark sie ihre grundlegenden Annahmen innerhalb kurzer Zeit ändert:

There is then no observed correlation between the vision-guardian-spirit concept, and the other traits with which it is associated [...] [...] and we have found no coalescence which we may regard as being other than fortuitous – an historical happening of definite time and place. (Benedict 1923: 84)

Andererseits scheint Ruth Benedict mit ihrer Sicht von Kultur selbst nicht zufrieden zu sein. Bereits zu dieser Zeit soll sie stetig an dem Versuch arbeiten, ein integrierendes Prinzip zu finden, das sowohl die historisch unterschiedlichen Ursprünge der einzelnen Kulturelemente als auch die von ihr gefühlte Integration dieser Elemente in ein organisches Ganzes erklärt (Mead 1973: 204). Und im Jahre 1927 schließlich findet sie diese Erklärung „with a sense of revelation“ (Mead 1973: 206). Allerdings führt Mead an gleicher Stelle auch an, daß diese Offenbarung ungestört durch jedweden Angehörigen einer fremden, noch funktionierenden Kultur verlief, was ein etwas merkwürdiges Licht auf die ethnologische Arbeitsweise

⁷ An dieser Tatsache ändert auch nichts, daß die erste Arbeit, in der Benedicts Theorie Anwendung findet, von Margaret Mead publiziert wird. Mead (1973: 207) schreibt dazu: „Historically, the first written application of her conceptualization was in my chapter on ‚Dominant Cultural Attitudes‘, in *Social Organization of Manu‘a* [publiziert als Bishop Museum Bulletin LXXVI, Honolulu 1930], written in the winter of 1927–1928 [...] None of her theoretical phrasings were included in my chapter, but every detail of the phrasing was thrashed out between us.“

Ruth Benedicts wirft, allerdings auch ihr späteres Vorgehen bei der Untersuchung des japanischen Nationalcharakters zu erklären hilft.

Was nun wird Ruth Benedict offenbart? Es erscheint ihr jetzt möglich, die Beschreibung vieler Kulturen um ein oder zwei charakteristische psychologische Eigenschaften anzuordnen und auf diese Weise Konfigurationen erstehen zu lassen, in die sich die einzelnen Kulturelemente nahtlos einfügen. In ihrem populärsten Buch *Patterns of Culture* (zuerst publiziert 1934 und mittlerweile wohl das meistverkaufte ethnologische Buch überhaupt) wird ihre Grundannahme an der Beschreibung dreier Gesellschaften deutlich gemacht: Jede Kultur „sucht“ sich quasi aus der unendlichen Vielzahl möglicher Verhaltensweisen eine Reihe aus und ordnet diese zu einer grundlegenden Einheit (Konfiguration), innerhalb derer das emotionale und kognitive Verhalten der einzelnen Mitglieder eingepaßt ist. Entgegengesetztes Verhalten wird nicht toleriert. Diese Konfiguration bildet auch den Rahmen, in den die im historischen Prozeß der Diffusion übernommenen Kulturelemente eine Neubewertung und Umänderung erfahren, bis sie sich nahtlos einpassen. Allerdings erfahren solche untergeordneten Phänomene wie Diffusion und individuelles Verhalten nur periphere Behandlung bei Ruth Benedict, ihr Hauptaugenmerk liegt auf der Charakterisierung dieser umfassenden Konfigurationen in Begriffen der Psychologie (vgl. dazu auch Barnouw 1979: 71ff.). Ihr Vorgehen ist impressionistisch, die Interpretation der kulturellen Institutionen geschieht ohne klar umrissene intersubjektive Kategorien. Benedicts Konzept ähnelt in weiten Teilen der älteren Vorstellung einer „Volksseele“ oder des „Ethos“ einer Kultur.

Damit gelingt es Ruth Benedict, die Lehren ihres akademischen Ziehvaters Franz Boas über die Zufälligkeiten der kulturellen Entwicklung mit einer integrationistischen Sicht von menschlichem Verhalten in Einklang zu bringen. Hier wird auch deutlich, daß sie noch keinen Versuch unternimmt, psychoanalytische Konzepte in die ethnologische Theorie zu integrieren. Sie fühlt sich vielmehr vor allem Wilhelm Dilthey verpflichtet, den sie als den Kopf der deutschen Schule bezeichnet (Benedict 1932: 2), die den Weg zum richtigen Verständnis menschlicher Kulturgeschichte gewiesen habe. Was letztendlich dabei auf der Strecke bleibt, ist der Versuch, das Verhalten des Menschen zu erklären.

In etwa zeitgleich mit Benedicts Versuch, das Problem der kulturellen Konfigurationen zu lösen, ist der Versuch anderer Schüler von Boas anzusetzen, die Theorien Sigmund Freuds für die ethnologische Forschung dienstbar zu machen. Wie oben angeführt, gehört es zu den Forderungen von Franz Boas, das Verhältnis des Individuums zu seiner Kultur zum Gegenstand der Forschung zu machen. Und wie kein zweiter Wissenschaftler hat Freud mit seinen Arbeiten zu diesem Vorhaben beigetragen. Allerdings

ist die Übernahme Freudscher Theorien in die Ethnologie mit einer Reihe von Schwierigkeiten verbunden, wobei die größte wohl die ist, daß das gesamte Gedankengebäude auf einer evolutionistisch-spekulativen Grundlage beruht, die sich in keiner Weise mit den Glaubenssätzen des Historischen Partikularismus vereinbaren läßt. Das Ergebnis dieser Synthese erweist sich als eine Theorie, die unter Verzicht auf jedes historisch-kausale Denken eine synchron-funktionalistische Sicht des Verhältnisses der Persönlichkeitsstruktur zu den gesellschaftlichen Institutionen vertritt.

Dieser neo-freudianische Ansatz innerhalb der Ethnologie (vgl. dazu Harris 1969: 422ff.) betont die Bedeutung frühkindlicher Erfahrungen für die Herausbildung der Persönlichkeit des Erwachsenen. Damit geraten die Praktiken des Reinlichkeitstrainings, des Stillens und des Entwöhnens, der Rivalität zwischen Geschwistern, sexueller Disziplin und des Körperkontaktes als Hauptbestandteile der Enkulturation in das Blickfeld des psychologisch interessierten Ethnologen. Gleichzeitig werden in eklektizistischer Weise andere Konzepte Freuds, etwa seine Libidotheorie, seine Betonung der Wichtigkeit der oralen, analen und genitalen Phase der Sexualität und seine Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Frustration und Aggression übernommen, um eine jeweils gegebene Persönlichkeitsstruktur aus bestimmten Erziehungsmethoden herleiten zu können.

Es würde hier zu weit führen, die auseinanderlaufenden Entwicklungen zu verfolgen, die der neo-freudianische Ansatz innerhalb der Ethnologie in der Folgezeit durchläuft. Die theoretische Grundlage für die uns interessierenden Studien über den japanischen Nationalcharakter sollte mit diesen Ausführungen jedenfalls ausreichend genau skizziert sein.

3. JAPANBEZOGENE CULTURE AND PERSONALITY-STUDIEN

Wie bereits in den einleitenden Bemerkungen kurz erwähnt, ergibt sich die Notwendigkeit der Beschäftigung mit Japan aus den historischen Gegebenheiten: Man befindet sich in einem Krieg, in dem es um die Vorherrschaft in weiten Teilen Asiens und des pazifischen Raumes geht. Die zu beobachtende Brutalität der japanischen Armee gegenüber der Zivilbevölkerung und den gegnerischen Soldaten läßt schnell Zweifel an der Richtigkeit des bisher vertretenen Japanbildes aufkommen. Gorer (1962: 308) schildert recht anschaulich die Verwirrung, in die man sich durch das japanische Verhalten gestürzt sieht:

How can the same culture – often the same persons – prize and perform the elaborate, highly ritualized and symbolic Tea Ceremony, with its elegance, calmness, and poetry, and indulge in the almost

unbelievable savagery, lust, and destruction of the rape of Nanking? Go out by the hundreds of thousands to admire the wild cherries in bloom or to listen to the cicadas, and at the same time systematically and consciously force whole populations into the degradation of drug addiction?

Da liegt der Schluß nahe, daß die Japaner eigentlich noch nicht den Sprung in die moderne Zeit geschafft haben, also eher den Gesellschaften zuzurechnen sind, die seit jeher Forschungsgegenstand der Ethnologie waren: den „Primitiven“. Nicht anders interpretieren kann man die Äußerung Gorers (1962: 308), daß die Japaner eine Weltsicht vertreten, die eher mit einem primitiven und isolierten Stamm zu vereinbaren sei denn mit einer industrialisierten Nation, ebenso die Benedicts (1954: 1), daß man in Japan allem Anschein nach die Konventionen des Krieges nicht übernommen habe, die man im Westen als Teil der menschlichen Natur betrachte. Nun steht allerdings nicht nur rein wissenschaftliches Interesse hinter diesem Versuch, die vermeintlichen Paradoxa aufzulösen. Es geht vor allem darum, durch das Sammeln von Informationen über den Gegner taktische und strategische Vorteile in der Kriegsführung zu erreichen und gleichzeitig für die Nachkriegszeit die Administration der besetzten Gebiete zu erleichtern.⁸ Damit wird die Ethnologie zur angewandten Wissenschaft. Folgerichtig übernehmen Ethnologen auch Posten in Regierungsstellen, die zumindest indirekt mit der Kriegsführung und später mit der Verwaltung Japans beschäftigt sind. Um zwei Beispiele zu nennen: Gorer arbeitet zuerst im Office of War Information, später in der Britischen Botschaft; Benedict geht vom Foreign Information Service des Office of War Information zum Bureau of Overseas Intelligence derselben Dienststelle (Yans-McLaughlin 1986: 197). Dies ist der Hintergrund, vor dem die ersten Studien zum japanischen Nationalcharakter zu sehen sind.

Nun beeinflußt die Kriegssituation natürlich auch die Möglichkeiten der Forschung; ein Aufenthalt in Japan, um dort direkt die benötigten Informationen zu sammeln, ist nicht möglich. Man muß auf andere Methoden zurückgreifen, um dieses Manko wettzumachen. Man entwickelt die Vorgehensweise, die später unter dem Namen des Studiums einer Kultur „at a distance“ bekannt wird.⁹

⁸ Benedict (1954: 3) drückt diese Fragen in aller Deutlichkeit aus: „What would the Japanese do? Was capitulation possible without invasion? Should we bomb the Emperor's palace? What could we expect of Japanese prisoners of war?“

⁹ Nach dem Krieg gelingt es Ruth Benedict, Gelder für ein großangelegtes Forschungsprojekt zum Nationalcharakter zu bekommen. Sie nennt dieses Projekt „cultures at a distance“; Modell 1984: 292.

Ruth Benedict benutzt als Hauptquelle für ihr Buch japanische Immigranten in die Vereinigten Staaten, von denen die Autorin angibt, daß sie alle in Japan erzogen worden sind (Benedict 1954: 6). Dazu arbeitet Benedict die ihr zur Verfügung stehende Literatur in westlichen Sprachen durch und schaut sich japanische Filme (sowohl Propaganda- als auch andere Produktionen) an. Gorer beginnt mit einer Literaturdurchsicht und befragt ergänzend dazu etwa 40 („some two score“) Personen, die entweder Japaner oder Halb-Japaner sind oder doch zumindest eine längere und tiefergehende Erfahrung des Lebens in Japan hinter sich haben (Gorer 1962: 309). LaBarre schließlich wählt einen anderen Weg: Er lebt und forscht im Jahre 1943 unter den Insassen des Internierungslagers Topaz, Central Utah Project, War Relocation Authority. Er gewinnt seine Daten in erster Linie durch die direkte Beobachtung der dort internierten *issei* und *kibei*¹⁰ (LaBarre 1962: 356).

Um die Voraussetzungen noch einmal klar auszudrücken: Keiner dieser drei Autoren kann seine Daten direkt in Japan sammeln.¹¹

Darüber hinaus verfügt keiner über japanische Sprachkenntnisse oder hat sich zuvor während seiner akademischen Karriere je mit Japan beschäftigt.

Betrachten wir nun kurz die einzelnen Arbeiten, um genauer ermessen zu können, wie sie in den oben beschriebenen Rahmen der Culture and Personality-Studien passen.

Ruth Benedict und die Konfigurationen japanischer Kultur

Bei der Abfassung von *The Chrysanthemum and the Sword* bleibt Ruth Benedict ihrer Suche nach den Konfigurationen menschlicher Kulturen treu. Das wird deutlich bei Durchsicht des ersten Kapitels, in dem sie auch über ihren theoretischen Hintergrund berichtet (1954: 12):

A human society must take for itself some design for living. It approves certain ways of meeting situations, certain ways of sizing them up. People in that society regard these solutions as foundations of the universe.

Diese dominanten Einstellungen zu finden, ist eine Aufgabe, zu deren Lösung statistische Untersuchungen nichts beitragen können; es gilt viel-

¹⁰ *issei* bezeichnet einen japanischen Immigranten der ersten Generation, *kibei* laut LaBarre (1962: 356, Fußnote 14) einen in den USA geborenen Japaner, der längere Zeit in Japan gelebt hat.

¹¹ Eine vierte Untersuchung zum japanischen Nationalcharakter, die sich in nichts von diesen dreien unterscheiden soll (Arnold Meadow: „An Analysis of Japanese Character Structur.“ New York, 1944; hektographiert), lag mir leider nicht vor. Vgl. zu dieser Studie Kerlinger 1962.

mehr aufzuzeigen, wie diese Einstellungen zu den „Linsen“ werden, durch die das Individuum seine Umwelt betrachtet. Da diese Einstellungen unbewußt sind, ist „the court of authority“ (Benedict 1954: 17) nicht automatisch „Tanaka San, the Japanese ,anybody‘.“ Damit wird klar, daß die Bildung dieser Kategorien, die für das Verhalten gegenüber der Umwelt verantwortlich sein sollen, dem Forscher überlassen wird. Gleichzeitig schiebt Benedict damit einer möglichen Kritik an der fehlenden Empirie einen Riegel vor (vgl. dazu auch Stoetzel 1955: 16). Nicht durch die Statistik gewinnt man diese Einsichten, sondern durch die Untersuchung der kulturellen Manifestationen, in denen sich die Konfigurationen niederschlagen.

Auch Ruth Benedict geht davon aus, daß die Erziehung für die Herausbildung der charakteristischen Eigenschaften des Individuums verantwortlich ist. Aber an ihrer Behandlung dieses Themas wird der Unterschied zu den anderen Autoren deutlich. Die Erziehungsmethoden werden lediglich in einem Kapitel beschrieben (Benedict 1954: 253–296), und die Beschreibung geschieht ohne Rekurs auf psychoanalytische Theorien. Unter Verweis auf Gorer schreibt Benedict (1954: 259) zwar von der Striktheit des Reinlichkeitstrainings, aber dieses ist für sie eher eine Vorbereitung auf die subtileren Zwänge des Erwachsenenlebens als die Ursache für die gegebene Ausprägung des japanischen Charakters.

Die Zwangsneurose der Japaner

Gorer und LaBarre kommen zu dem Ergebnis, daß der japanische Nationalcharakter zwangsneurotische Züge aufweise, zumindest wenn wir Begriffe der westlichen Psychologie darauf anwenden wollen.

Gorer (1962: 319; orig. 1943) drückt sich relativ vorsichtig aus, wenn er dazu weiter bemerkt, daß es ungerechtfertigt wäre, die japanische Persönlichkeitsstruktur neurotisch zu nennen. Die mit diesem Begriff verbundenen Verhaltensweisen sind in Japan statistisch gesehen weitverbreitet; nur unter Zugrundelegung eines allgemeinen Ideals von „Normalität“ sei hier von Anomalität zu sprechen. Dennoch schreibt er (Gorer 1962: 319; orig. 1943) schließlich:

[...] the Japanese do, however, show most of the traits which in individuals would be called compulsive.

LaBarre (1962: 334; orig. 1945) hingegen legt sich in seiner Diktion keinerlei Beschränkung auf:

The Japanese are probably the most compulsive people in the world ethnological museum. The evidence is, I believe, conclusive that they are even more compulsive than the north Germans.

Auch wenn das Ergebnis das gleiche ist, unterscheiden sich beide Autoren in ihrem Vorgehen. Gorer bleibt gänzlich der neo-freudianischen Richtung verhaftet. Er beginnt mit einer Bestandsaufnahme der japanischen Erziehungsmethoden und versucht dann aufzuzeigen, wie sich diese im Leben des Erwachsenen auswirken. Von grundlegender Bedeutung sieht Gorer (1962: 318) das Reinlichkeitstraining, dem die kleinen Japaner unterworfen werden. Zusammengefaßt geht seine Argumentation davon aus, daß in allen menschlichen Gesellschaften die angeborenen Triebe des Kindes unter Kontrolle gebracht werden müssen. Die beiden grundlegenden Triebe sind mit der Sexualität und den Ausscheidungen verbunden. Je nach Gesellschaft wird die Kontrolle eines dieser beiden Triebe zur Grundlage der Erziehung gemacht. In Japan wird durch strenge Disziplin den Kindern schon früh beigebracht, daß die Ausscheidung nur zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten erlaubt ist. Wo nun eine solche Erziehung als Grundlage des Wertesystems dient,

[...] there would be no absolutes, no „right“ or „wrong,“ but instead very strong emphasis on doing the right thing at the right time, on the minute following of ritual, on physical and ceremonial cleanliness, on „correct“ or „suitable“ behavior, which would be defined by the context in which the behavior took place. (Gorer 1962: 318)

So entsteht also die Persönlichkeit, die Gorer als zwangsneurotische zu erkennen glaubt. Gleichzeitig vermeint er auch, damit die Paradoxa geklärt zu haben, die am Anfang seiner Untersuchung stehen. Sind die Japaner in ihrer eigenen Umgebung einem strikten Reglement unterworfen, wird dieses hinfällig in fremder Umgebung und in ungewohnten Situationen: Hier dürfen all die Grausamkeiten geschehen, die im heimischen Kontext undenkbar sind.

Ein zweites wichtiges Moment zur Erklärung der japanischen Kriegsgreuel ergibt sich für Gorer (1962: 320f.) aus dem Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern. Muß sich der japanische Junge seinem Vater und den älteren Brüdern unterwerfen, darf er gegenüber der Mutter und seinen Schwestern seinen Aggressionen ungehemmten Lauf lassen. Daraus lernt er, daß er als männliches Wesen Teil eines sauber gegliederten Universums ist, in dem alles seinen ihm zustehenden Platz hat. Demgegenüber steht eine weibliche Welt, die man sich durch Stärke und Aggression gefügig machen kann. Die Alliierten, im japanischen Bewußtsein in diese weibliche Rolle gedrängt, sehen sich einer Aggression ausgesetzt, die in etwa der vergleichbar ist, die ein kleiner japanischer Junge seiner Mutter gegenüber anwendet.

LaBarre (1962; orig. 1945) geht bei seiner Untersuchung den umgekehrten Weg. Er beobachtet die Insassen eines Internierungslagers, glaubt dort, Charaktereigenschaften feststellen zu können, die denen einer zwangsneu-

rotischen Persönlichkeit entsprechen, und schließt hieraus auf den japanischen Nationalcharakter. Dessen Eigenschaften seien: Heimlichtuerei; das Verbergen von Emotionen und Einstellungen; eine Tendenz zu projektiven Einstellungen; Fanatismus; Arroganz; Empfindlichkeit; Präzision und Perfektionismus; Sauberkeit und rituelle Reinlichkeit; Zeremonialität; Einhalten von Regeln; sadomasochistisches Verhalten; Hypochondrie; Mißtrauen; Eifersucht und Neid; Pedanterie; Sentimentalität; eine Vorliebe für skatologische Obszönitäten und anale Sexualität (LaBarre 1962: 334). Diese Eigenschaften weist LaBarre den Japanern nach – allerdings nicht nur anhand seiner Beobachtungen, sondern auch aufgrund anderer Quellen. An einem Beispiel sei gezeigt, wie er vorgeht. Zum Stichwort „Pedanterie“ vermerkt LaBarre (1962: 351) als Beispiele die japanische Poesie, deren Konventionen rigider seien als überall sonst auf der Welt, die Stereotype des *nō*, die Teezeremonie und die Theorie und Praxis des *ikebana*. Schließlich sei hier noch eines der Beispiele angeführt, die LaBarre für die von ihm postulierte japanische Vorliebe für anale Sexualität nennt, das zwar für meine Argumentation nicht unbedingt notwendig ist, aber dennoch nicht übergangen werden sollte: Die Japaner liebten Mickey Mouse-Cartoons, weil in diesen Comics das stereotypisierte anal-sadistische Muster der Bestrafung großer Raubtiere durch kleinere Beutetiere ein beliebter Topos ist (LaBarre 1962: 352).

Auch in bezug auf die Entstehung dieses zwangsneurotischen Nationalcharakters drückt sich LaBarre entschieden einfacher aus. Redet Gorer noch von einer Vielzahl verschiedener Faktoren, schreibt LaBarre (1962: 334) lakonisch:

The compulsive character is thus the product of severity or cruelty in treatment during the period of cleanliness training [...] the whole personality is shaped by the struggle against and reactions to this demanding training.

4. KRITIK

Wir kommen zum wichtigsten Abschnitt dieser Arbeit, nämlich der Kritik, die an den Culture and Personality-Studien über den japanischen Nationalcharakter zu äußern ist. Sie kann auf zwei Ebenen geschehen: einer internen und einer externen. Im ersteren Fall handelt es sich um Kritik, die diese Richtung nicht grundsätzlich in Frage stellt. Eine solche Kritik wird oft von Autoren angebracht, denen es durch die Anmerkungen zu einzelnen theoretischen Annahmen und / oder methodischen Vorgehensweisen darum geht, den Ansatz zu verbessern. Im letzteren Falle handelt

es sich darum, das Gesamtkonzept von Culture and Personality in der hier dargestellten Form aufgrund theoretischer Überlegungen in Frage zu stellen. Beide Formen der Kritik sagen etwas zu den Schwächen der angeführten Arbeiten aus und werden im folgenden Abschnitt nebeneinandergestellt. Um die Behandlung der Kritikpunkte übersichtlicher zu gestalten und unnötige Wiederholungen zu vermeiden, geschieht sie unter übergreifenden Gesichtspunkten.

Zum Problem des Nationalcharakters

Die wichtigste Frage, die in diesem Kontext gestellt werden muß, ist natürlich die, ob es ein Phänomen gibt, das die Bezeichnung „Nationalcharakter“ zu recht verdient. Anders formuliert lautet diese Frage, ob die Bürger einer Nation so viele gemeinsame psychologische Züge aufweisen, daß es möglich ist, eine generalisierte Persönlichkeitsstruktur zu finden. Eine solche ermöglicht ein besseres Verständnis der Nation und ihrer Bürger, auch wenn nicht unbedingt jeder Einzelne in all seinen Charakterzügen darin abgebildet ist (Kerlinger 1962: 400/401). Wenn man die oben gestellte Frage negativ beantworten muß, dann ist alles, was die Forschung als Nationalcharakter zu erkennen und beschreiben glaubt, lediglich ein theoretisches Konstrukt, das eher Auskunft gibt über das Weltbild der Forscher denn über die Realität. Und es gibt wahrlich eine Reihe von Überlegungen, die in diesem Zusammenhang anzustellen sind.

Problematisch wird der Begriff Nationalcharakter bereits dann, wenn man bedenkt, daß die Nation als kulturelle Einheit mit staatlicher Organisationsform erst relativ spät entstanden ist und damit auch die national ausgerichteten Institutionen, die mit ihrem Wirken für das Entstehen des Nationalcharakters verantwortlich sein sollen. Setzt man gleichzeitig eine gewisse Trägheit kultureller Elemente in Rechnung, also die Tatsache, daß Traditionen in umbewerteter Form längere Zeit weiterbestehen, wenn ihnen die tatsächliche soziale und politische Basis entzogen wird, kann man kaum argumentativ begründen, daß der Vereinheitlichungsprozeß in Japan gegen 1940 (das ist wohl der Zeitschnitt, zu dem die frühen Culture and Personality-Autoren ihre Aussagen machen) schon so weit fortgeschritten ist, daß eine einheitliche Basis der japanischen Einzelpersönlichkeiten gegeben ist. Dagegen spricht ein Einwand, den Yanagita Kunio (1949: 30f.) gegen die Methode Ruth Benedicts richtet. Er richtet sich gegen die Verwendung von Propagandamaterial der japanischen Regierung, um daraus auf das gesamte japanische Volk zu schließen. Yanagita geht also davon aus, daß es Unterschiede zwischen einzelnen Gruppen innerhalb Japans gibt. Selbst wenn die Vereinheitlichung der Endpunkt der Entwicklung sein sollte, kann wohl auch in Europa noch nicht die Rede davon

sein, daß die Lebensbereiche aller Bürger einer Nation in absoluten Einklang miteinander gebracht worden sind.

Gewichtige Punkte sprechen gegen die Annahme eines Nationalcharakters an sich. Eine zweite Generation von Forschern im Rahmen des Culture and Personality-Ansatzes bietet mit ihren Ergebnissen die besten Argumente dagegen. Bei der Verwendung standardisierter psychologischer Tests und statistischer Analysen stellt sich nämlich heraus, daß die Variabilität von Charakterzügen selbst in kleineren Gesellschaften zu groß ist, als daß man sie übersehen dürfte. Bei breiter angelegten Forschungen bei den Tuscarora-Indianern (die zur Irokesenkonföderation gehörten) stellt Wallace (1952) fest, daß nur 38% der Angehörigen dieser Gruppe innerhalb dessen anzusiedeln sind, was man die modale Persönlichkeit¹² nennen könnte. Und derselbe Autor schreibt an anderer Stelle, daß die Bandbreite individueller psychologischer Differenzen innerhalb einer Kultur so groß ist, daß das Problem eher im Aufzeigen der Prozesse besteht, durch die die Diversität organisiert wird, als im Ausfindigmachen der Mechanismen, die die postulierte Gleichheit hervorbringen (Wallace 1962: 6/7). Wenn das schon bei kleineren Gruppen zutrifft, um wieviel mehr wird das bei Gesellschaften der Fall sein, die Millionen oder gar Hundert Millionen Mitglieder haben. Betrachtet man solche Gesellschaften, wird sofort klar, wie diese Diversität entsteht. Zusätzlich zu den natürlich angelegten und sozial überformten Ungleichheiten des Alters und des Geschlechts kommen alle jene, die durch die Arbeitsteilung einer modernen Industrienation erzeugt werden. Jede einzelne der so hervorgebrachten Kategorien, Gruppen, Schichten oder Klassen verfügt über andere Lebenserfahrungen, die in der Herausbildung unterschiedlicher Charakterstrukturen münden. Dazu kommen noch Einflüsse, die Gruppierungen wie Religionsgemeinschaften, Parteien und ähnliches auf ihre jeweiligen Mitglieder ausüben, sowie die persönlichen Erfahrungen, die jeder Mensch im Laufe seines Lebens macht. In der Gesamtheit macht es die Vielzahl der unterschiedlichen Einflüsse denkbar unwahrscheinlich, daß bei allen Mitgliedern einer komplex aufgebauten Gesellschaft eine einheitliche Persönlichkeitsstruktur erzeugt wird.

Der Hinweis von Mead (1953: 646) und Mandelbaum (1953: 174f.) auf den Einfluß, den die nationalen Institutionen auf alle Bürger in gleicher Weise ausüben, erscheint mir nicht stichhaltig. Gesetzt den Fall, daß die nationalen Institutionen gleichförmigen Einfluß auf alle Bürger einer Nation ausüben, wird dieser Einfluß dennoch je nach Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht / Klasse / Gruppe unterschiedlich wahrgenommen,

¹² Der in Anlehnung an das statistische Konzept der Modalität geprägte Begriff „modale Persönlichkeit“ wird zur Bezeichnung der gemeinsamen Tendenz in den Persönlichkeitsstrukturen der Angehörigen einer Gesellschaft verwendet.

bewertet und verarbeitet. Diese Unterschiede ergeben sich zwangsläufig aufgrund historisch bedingter und interessensbedingter andersgelagerter Sichtweisen der sozialen Realität. Man vergleiche dazu bloß den Fall einer Nation mit stark ausgeprägter Klassenstruktur (etwa Großbritannien zur Zeit der Industriellen Revolution) oder einen der neuen Staaten, die im Zuge der Entkolonialisierung Afrikas geschaffen wurden und aus kulturell heterogenen Gruppen bestehen. Insofern es mir also unmöglich erscheint, von einem gleichmäßigen Einfluß der nationalen Institutionen auf alle Individuen zu sprechen, wird auch die postulierte Bildung des Nationalcharakters unwahrscheinlich, da die Grundlage dazu fehlt.

Schließlich sei hier noch auf die Versuche eingegangen, die kulturelle Homogenität Japans als Grundlage des postulierten Nationalcharakters aus den historischen oder demographischen Gegebenheiten dieses Landes herzuleiten.

Beardsley (1965: 360) schildert die japanische Situation folgendermaßen:

Few areas of comparable population anywhere in the world have had such culturally homogeneous people who were so long isolated from other peoples [...] In isolation, the Japanese missed what most peoples have experienced, a constant rubbing of elbows with outsiders [...]

Dazu ist anzumerken, daß Beardsley hier als gegebene Voraussetzung für die Durchführbarkeit von Studien zum Nationalcharakter etwas angibt, das allenfalls als Ergebnis eines vorgängigen Forschungsprozesses behauptet werden kann. Es müßte zuerst nachgewiesen werden, daß Japan eine kulturell homogene Bevölkerung besitzt, bevor man daraus ableitet, daß auch die Persönlichkeitsstruktur homogen ist. Historische Untersuchungen scheinen eher zu dem Fazit zu kommen, daß Japan selbst während der Zeit der Abschließung gegenüber dem Westen kein kulturell homogenes Land gewesen ist.¹³

Barnouw (1979: 44/45) führt als Beleg der kulturellen Homogenität Japans die Untersuchung von Beardsley, Hall und Ward (1969) an, in der die Autoren davon sprechen, daß im Jahre 1959 nahezu die Hälfte der japanischen Bevölkerung in ländlichen Gemeinden lebt, und daß dazu ein Teil der städtischen Bevölkerung aus den ländlichen Regionen zugewandert sei, also den gleichen kulturellen Hintergrund besitze. Damit verbleibt allerdings der Teil der Japaner, der schon vorher in der Stadt gelebt hat – also nicht Teil der Landbevölkerung war. Zudem ist zu vermuten, daß die Stadtbewohner mit ländlicher Herkunft Anpassungsprozesse durchmachen, die sie von ihrem kulturellen Hintergrund entfremden.

¹³ Dazu vergleiche man beispielsweise die Angaben zu den unterschiedlichen Entwicklungen in der Landwirtschaft in Smith 1959.

Schließlich übersieht Barnouw, daß es auch in Japan Unterschiede zwischen einzelnen ländlichen Regionen gibt; selbst wenn alle Japaner auf dem Lande wohnten, bedeutete das nicht automatisch, daß alle die gleichen kulturellen Verhaltensmuster und Werte teilen. Aber lassen wir die von Barnouw angeführten Autoren selbst zum Problem des japanischen Nationalcharakters Stellung beziehen (Beardsley, Hall & Ward 1969: XIII):

This is not to say that the study purports to be a key which will unlock the secrets of the Japanese „national character.“ In fact, after seven consecutive years of fieldwork and study in Japan by various members of the group, none of us believe that total „national character“ has been scientifically defined with any success. Perhaps it cannot ever be defined.

Die Versuche, a priori die Existenz eines japanischen Nationalcharakters zu beweisen, sind fehlgeschlagen. Was man allerdings sehr gut erkennen kann, ist die Voreingenommenheit der Forscher. Wenn man die Realität des Nationalcharakters als gegeben erachtet, gilt es nur noch, diesen in seinen Eigenschaften inhaltlich zu bestimmen. Die Möglichkeit, daß dieser überhaupt nicht existiert, wird *ex cathedra* ausgeschlossen. Alle nachträglichen Versuche, ihn als historisch notwendige Erscheinung zu deklarieren, sind wissenschaftlich nicht haltbar.

Kritik an den Methoden

Wie wir oben gesehen haben, beruht keine der frühen Arbeiten über den japanischen Nationalcharakter auf Daten, die durch eigene Forschungen in Japan gewonnen wurden. Zu den angewandten Methoden, um aus der Ferne Daten für die Interpretation der japanischen Gesellschaft zu gewinnen, können eine ganze Reihe von kritischen Bemerkungen gemacht werden.

Grundsätzlich sollte die Ethnologie wo immer möglich auf Daten zurückgreifen, die durch qualifizierte Wissenschaftler während einer Feldforschung gewonnen wurden. Ferndiagnosen sind nur als Behelfsmittel zuzulassen, wenn die Daten nicht anders zu beschaffen sind, dann aber immer mit dem notwendigen Maß an Skepsis zu verwenden. Betrachten wir der Reihe nach einige Vorgehensweisen.

Benedicts Informanten (wie viele?) sind nach ihrer eigenen Aussage japanische Immigranten, die ihre Erziehung in Japan genossen haben. Das Wissen um diese Tatsache erlaubt uns aber in keiner Weise, die Informationen in ihren richtigen sozialen und historischen Kontext einzuordnen. Wir erfahren nicht, woher sie ursprünglich kommen, wie lange sie in Japan gelebt haben, aus welcher gesellschaftlichen Schicht sie stammen, noch, wie lange sie sich bereits in den Vereinigten Staaten aufgehalten und wo

und unter welchen Bedingungen sie dort gelebt haben. Dies sind aber Informationen, die gegeben sein müssen, um die Aussagen dieser Personen in bezug auf ihre Brauchbarkeit für eine ethnographische Rekonstruktion gleich welcher Art bewerten zu können. Benedict scheint von der mehr als zweifelhaften Annahme auszugehen, daß die einmal genossene Erziehung in Japan ausreicht, einen Menschen zu einem Experten für *die* japanische Kultur zu machen, egal welchen Einflüssen er später ausgesetzt wird oder wie lange er schon das Heimatland nicht gesehen hat. Hier stellt sich die Frage, welche Anpassungsprozesse psychologischer Art nach der Einwanderung in die USA stattgefunden haben. Inwieweit vertreten die Immigranten wirklich noch japanische Werte und inwieweit äußern sie eine aus schon amerikanisierter Sicht bewertete Situation? An wie viele Aspekte des Alltagslebens kann man sich nach möglicherweise jahrzehntelanger Abwesenheit noch erinnern?

Die gleichen Punkte lassen sich auch gegen das Vorgehen Gorers anbringen. Nur haben wir es hier zusätzlich mit HalbJapanern und (vermutlich) Amerikanern zu tun, die als Informanten befragt werden. Gesetzt den Fall, daß diese Personen längere Zeit ihres Lebens in Japan verbracht haben, kommt hier immer als beeinflussendes Moment ihre Verbundenheit mit einem fremden Kulturkreis ins Spiel. Vor allem die Amerikaner haben Japan bereits mit ihren Bildern und Vorstellungen von diesem Land betreten und die Erfahrungen, die sie dort gemacht haben, in ein fertiges Raster der Beurteilung übernommen. Von einem unvoreingenommenen Zugang zur fremden Kultur kann hier keine Rede mehr sein. Setzt man dazu in Rechnung, daß sie während des Krieges befragt werden und ihr Wissen um die Taten der Japaner auch retrospektiv ihre Sicht beeinflussen kann, kann man kaum noch davon ausgehen, daß die Daten, die Gorer zur Verfügung gestanden haben, ausreichen, seine Schlußfolgerungen in bezug auf eine gesamte Nation ausreichend zu stützen.

Betrachten wir am Beispiel des Reinlichkeitstrainings genauer, zu welchen Fehlern der Verzicht auf eigene Beobachtungen führen kann. Wie wir oben gesehen haben, wird von den Autoren, die dem Freudschen Ansatz verhaftet sind, dem Reinlichkeitstraining eine immense Bedeutung für die Herausbildung des japanischen Nationalcharakters zugemessen. Vor allem frühe Arbeiten (Gorer, LaBarre) betonen immer wieder die Striktheit der Behandlung, der die Kinder unterworfen werden. Das sind nun aber auch die Arbeiten, die ohne jede Feldforschung zu ihren Daten kommen. Wie sich später herausstellt, halten diese Behauptungen einer Überprüfung an der Realität nicht stand. Bereits 1953 bemerkt Kerlinger (1962: 403) zu diesem Problem, daß wir schlichtweg nicht wissen, wann und wo die japanischen Kinder dem Reinlichkeitstraining unterworfen werden. Eben- sowenig kann man Aussagen darüber machen, ob es Unterschiede zwi-

schen dem Verhalten der Mütter unterschiedlicher sozialer Schichten oder Klassen gibt. Der Grund für dieses Unwissen liegt darin, daß bis nach dem Zweiten Weltkrieg keine empirischen Untersuchungen zu diesem Problemkreis durchgeführt worden sind. Daß Kerlinger mit diesen Einwänden Recht hat, zeigen Ergebnisse späterer Jahre. Lanham (1956: 581) vermerkt als Resultat einer Untersuchung, die sie in Kainan (ca. 80 km südlich von Ōsaka) durchgeführt hat, daß sich die Methoden des Reinlichkeitstrainings nicht allzusehr von denen amerikanischer Mütter unterscheiden und kommt wenig später (Lanham 1956: 582) sogar zu folgender Einsicht:

Tabulated information appearing above would hardly account for any important personality differences in the behavior of Japanese and American children or adults unless certain minor differences in practice be assigned major influence in determining the behavior of the child.

Auch Haring (1962: 391) verweist darauf, daß er während seines achtjährigen Aufenthaltes in Japan keinen Fall von frühem oder strengem Reinlichkeitstraining hat beobachten können.

Zusammenfassend kann man also vermerken, daß die Autoren, die ohne eigene Untersuchungen vor Ort davon ausgehen, daß die japanischen Säuglinge einem strikten Reinlichkeitstraining unterworfen werden, von Spekulationen ausgehen. Damit wird ihre Argumentation bezüglich des Zusammenhanges zwischen der „zwangsneurotischen“ Persönlichkeit des erwachsenen Japaners und diesen Erziehungsmethoden hinfällig.

LaBarre gründet seine Schlußfolgerungen auf Beobachtungen, die er in einem nordamerikanischen Internierungslager für japanische Immigranten gemacht hat. Verschiedene Gründe sprechen dafür, daß dies nicht der Platz ist, um japanisches kulturelles Verhalten in der Genauigkeit beobachten zu können, die unabdingbar für seine weitreichenden Schlußfolgerungen ist. Er beschränkt sich zwar auf *issei* und *kibei*, aber selbst diese sind schon längere Zeit in den USA. Hier müssen die gleichen Fragen gestellt werden wie bei Benedicts und Gorers Informanten. Die Atmosphäre eines Internierungslagers ist zweifellos nicht dazu geeignet, bei den Insassen Verhaltensweisen aufkommen zu lassen, die mit denen in „ungestörten“ Verhältnissen lebender Menschen vergleichbar sind. Die Menschen sind dorthin verbracht worden. Sie stehen unter dauernder Aufsicht von Amtspersonen eines Staates, mit dem sich ihr Herkunftsland im Krieg befindet und in dem sich nicht wenige bereits vorher rassistischer Diskriminierung ausgesetzt sahen. Beengte räumliche Verhältnisse, Rationierungen und Unfreizügigkeit werden ihr übriges dazu beitragen, daß die Menschen sich möglicherweise tatsächlich so verhalten, wie es mit dem psychologischen Fachausdruck „zwangsneurotisch“ ausgedrückt wird. Das erlaubt jedoch keinen Schluß auf die Struktur der japanischen Persönlichkeit.

Zur Betonung der frühkindlichen Erfahrungen

Dieser Kritikpunkt muß direkt an die Behandlung des japanischen Reinlichkeitstrainings angeschlossen werden. Er richtet sich gegen die übermäßige Betonung der Rolle, die im neo-freudianischen Ansatz die frühkindlichen Erfahrungen bei der Herausbildung der Persönlichkeitsstruktur spielen sollen. Die Einwände können wie folgt zusammengefaßt werden:

- Verschiedene Autoren leiten unterschiedliche, oft auch widersprüchliche Charaktereigenschaften aus denselben Kindheitserfahrungen her.
- Selbst in unserer Gesellschaft ist es noch nicht gelungen, die kausale Verbindung zwischen Erziehung und Persönlichkeit des Erwachsenen zu finden. Um wieviel weniger sind die Methoden der Psychoanalyse dann geeignet, diesen Prozeß in fremden Gesellschaften zu beleuchten.
- In den „Beweisen“ spielen unbelegte Annahmen und Rückschlüsse aus dem Gefühlsleben des Erwachsenen eine große Rolle.
- Post-infantile Erfahrungen sind wahrscheinlich von ebensolcher, wenn nicht größerer Bedeutung für die Bildung der Persönlichkeit. (Vgl. zu dieser Zusammenfassung Lindesmith / Strauss 1959: 540.)

Damit werden die Ergebnisse Gorers und LaBarres hinfällig – selbst wenn sie in der Klassifizierung des japanischen Charakters als zwangsneurotisch recht hätten, sind die Erklärungen, die sie dafür finden, auf falschen Annahmen aufgebaut.

Aus diesen grundlegenden Schwächen ergibt sich auch der post-hoc-Charakter der Erklärungen für die Herausbildung der Persönlichkeitsstruktur. Man führt zwar im nachhinein die einzelnen Charakterzüge auf die Erziehungsmethoden zurück, ist aber nicht in der Lage, die kausalen Mechanismen aufzudecken. Der Schluß direkt von der Erziehung zum Nationalcharakter ist unmöglich – man versucht zuerst, die einzelnen Persönlichkeitszüge mit anderen Mitteln festzustellen und schafft dann erst die vermeintlich kausale Verknüpfung mit den frühkindlichen Erfahrungen. Eine Prognose, also das, was von einer guten wissenschaftlichen Theorie gefordert wird, ist im Rahmen des Culture and Personality-Ansatzes nicht möglich.

Diesen post-hoc-Charakter kann man meines Erachtens bei der Untersuchung Gorers besonders deutlich feststellen. Er sieht zuerst die Aggressivität der Japaner und versucht dann, diese im Rahmen seines theoretischen Ansatzes aus den Methoden der Kindererziehung, hier besonders des Reinlichkeitstrainings, herzuleiten. Dabei setzt er scheinbar voraus, daß diese Methoden streng sein müssen, denn sonst wäre der Effekt nicht der vorgefundene. Inwieweit diese vorgefaßten Meinungen seine Arbeitsweise beeinflußt haben, ist nachträglich nicht mehr zu ermesen. Die Tat-

sache jedoch, daß seine Schilderung sich relativ weit von der Realität entfernt, deutet darauf, daß er bei der Auswahl der Daten selektiv vorgeht und nur die zur Kenntnis nimmt, die seine These stützen.

Problem der Zirkelschlüssigkeit

Bereits Lindesmith und Strauss (1959: 532) machen darauf aufmerksam, daß in den Untersuchungen der Culture and Personality-Autoren eine Tendenz zur Zirkelschlüssigkeit besteht. Zuerst wird aus den Verhaltensweisen der Individuen die Struktur der Persönlichkeit abgeleitet und dann aus eben dieser Persönlichkeitsstruktur das beobachtete Verhalten erklärt. Damit werden diese Studien nicht nur zirkelschlüssig, sondern auch immun gegen Widerlegung durch entgegengesetzte Evidenz. Hat man auf die wahre innere Persönlichkeit geschlossen, somit die authentische Person gefunden, wird der real Handelnde unwichtig. Er hört auf, „the court of authority“ zu sein, da viele seiner Motive unbewußt und seine Aktionen nachträglich rationalisiert sein können. Die einzige Autorität verbleibt beim Forscher, dessen interpretativer Rahmen von niemandem in Frage gestellt werden kann.

Zur Reichweite der Erklärungen

Letztendlich kann mit der Anwendung psychoanalytischer Theorien (vorausgesetzt, daß sie richtig sind!) nur erklärt werden, warum ein *Individuum* sich in bestimmter Weise verhält. Eine Aussage darüber, warum dieses Verhalten das in der jeweiligen Situation kulturell angemessene ist, kann man jedoch nicht machen. Der Culture and Personality-Ansatz trägt also nichts zur Erklärung kultureller Institutionen bei, sondern nur zur Erkenntnis der Mittel, mit denen konformes oder abweichendes Verhalten hervorgebracht wird.

Es ist hier nicht der Platz, eine Theorie der Unterschiede oder Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Kulturen aufzustellen. Aber daß man sich zu diesem Zweck der Geschichte, der sozialen und natürlichen Umwelt und der funktionalen Beziehungen innerhalb der Gesellschaft zuwendet, erscheint ein weitaus vielversprechenderer Ansatz als der Blick auf die Windeln der Kinder.

Diskussion in westlichen Begriffen

Die Darstellung der Forschungsergebnisse geschieht immer in der Begrifflichkeit der Psychoanalyse – und damit werden die Untersuchten, obwohl nicht dem westlichen Kulturkreis angehörig, unter Kategorien subsu-

miert, die aus dem Studium der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts entstanden sind. Selbst wenn man wie Gorer (s.o.) eher vorsichtig argumentiert, wenn es um den Begriff „Zwangsneurose“ geht, kann man diese Falle nicht umgehen. Aus dem relativen „normal“ wird ein absolutes „normal“, und alles, was dieser Vorstellung nicht entspricht, wird zu „anomal“. Damit verstellt man sich die Sicht auf den wahren Charakter von Verhaltensweisen als kulturellen Phänomenen, die von den Individuen gelernt und im sozialen Prozeß reproduziert werden. LaBarre (1962: 335) zum Beispiel betrachtet die japanische Höflichkeit als Mittel, um die Aggressionen zu verbergen, die im Laufe der strengen Erziehung aufgebaut worden seien. Er leitet dies aus den Ergebnissen der westlichen Psychoanalyse ab. Kerlinger (1962: 406f.) bemerkt dazu, daß auch die japanische Höflichkeit anerzogen sei. Sie unterscheide sich zwar in ihrer Form von der westlichen, die stärkere Ausprägung werde aber verständlich als Reaktion auf beengte Verhältnisse und feudales Denken in Japan. Ähnlich argumentieren kann man in bezug auf alle Beispiele, die LaBarre für den zwangsneurotischen Charakter der Japaner aufführt.

Die Sicht zumindest der neo-freudianischen Richtung wird zwangsläufig zutiefst eurozentrisch. Man ersetzt alte Stereotype durch neue, die aber nicht unbedingt mit der gesellschaftlichen Realität der untersuchten Nation etwas zu tun haben.

Welche Rolle diese Stereotype spielen, zeigt die Studie Gorers. Die oben angeführten Paradoxa, die am Anfang seiner Beschäftigung mit Japan stehen, sind solche nur für den westlichen Menschen, der sein Wissen über Japan aus einer Literatur bezieht, die einseitig bestimmte Aspekte schildert. Die so aufgebauten Stereotype müssen sich zwangsläufig als falsch erweisen, wenn sie mit der Realität verglichen werden. Und nichts anderes geschieht während des Zweiten Weltkrieges, als die Japaner mit Verhaltensweisen in das Bewußtsein der Amerikaner dringen, die nicht Bestandteil des traditionellen Bildes sind. Das vermeintliche Paradoxon löst sich auf, wenn man die ganze Realität ins Auge zu fassen gewillt ist¹⁴.

¹⁴ Embree, der sich auch in seiner während des Krieges über die Japaner geschriebenen Studie (Embree 1943: 36) wohltuend von den hier behandelten Autoren abhebt, beschreibt dieses Problem meines Erachtens zutreffend: „Because we have never paid much attention to the Japanese we have tended to build up and accept a number of mental stereotypes concerning them – stereotypes which are dangerous because they mislead us in regard to the nature of a people with whom we now are at war.

First there is the idea of the Japanese as a quaint little people devoted to cherry blossoms and Mount Fuji.“

Damit beschreibt er als Stereotyp genau das, was Gorer als eines der Paradoxa bezeichnet.

Zur Ahistorizität des Vorgehens

Der Kulturbegriff der Culture and Personality-Richtung ist ahistorisch. Für historischen Wandel lassen die behandelten Autoren in ihren Werken keinen Platz. Ruth Benedict benutzt zur Konstruktion ihrer Konfigurationen japanischer Kultur Daten, die aus den unterschiedlichsten Zeiten stammen. Institutionen der Feudalzeit stehen neben modernen, als ob die historische Situation ihrer Entstehung keinerlei Rolle spielte. Sie dienen alle gleichermaßen als Beleg für die übergreifende Konfiguration, die sich trotz aller Entwicklungen seit Jahrhunderten nicht geändert haben soll.

Auch bei der Bewertung ihrer Informanten legt Benedict die gleiche Sorglosigkeit im Umgang mit der Geschichte an den Tag. Ungeachtet der Tatsache, daß die von ihr befragten Immigranten während der Meiji- und Taishō-Zeit in die Vereinigten Staaten eingewandert sind, benutzt sie die Aussagen, ein Bild Japans um 1940 zu entwerfen. Darauf weist bereits Minami (1949: 10) hin. Allerdings kann dieser Kritikpunkt Ruth Benedict nicht wirklich treffen, da innerhalb ihres Ansatzes die Zeit, der kulturelle Institutionen entstammen, keine Rolle spielt. Sie sind alle Manifestionen desselben „Volksgeistes“, der im Laufe aller Entwicklungen unverändert bestehen bleibt. Dies ergibt sich zwangsläufig daraus, daß die Konfiguration bei der Aufnahme neuer Kulturelemente die entscheidende Rolle spielt. Für Veränderung auf dieser Ebene ist kein Platz, und übernommene Elemente, die Wandel hervorrufen könnten, werden umbewertet, bis sie in die Konfiguration passen.

ZUSAMMENFASSUNG UND ERGEBNIS

Das Fazit der vorangegangenen Betrachtung kann man kurz halten: Die frühen Arbeiten der Culture and Personality-Autoren über den japanischen Nationalcharakter sind ohne wissenschaftlichen Wert und sollten für eine moderne sozialwissenschaftliche Japanforschung keine Rolle mehr spielen¹⁵. Zeichnet sich das Buch Ruth Benedicts noch aus durch den in der Darstellung strikt vertretenen Kulturrelativismus und den erklärten Wunsch, japanische Kultur und Gesellschaft vorurteilsfrei zu schildern (vgl. dazu etwa Benedict 1954: 10), sind die Arbeiten von LaBarre und Gorer lediglich dazu geeignet, ein Bild von Japan entstehen zu lassen, das zur Gänze in eurozentrischen Begriffen gehalten ist. Die Gründe für diese Ablehnung ergeben sich sowohl aus methodischen als auch aus theo-

¹⁵ Dieses Urteil äußerte bereits im Jahre 1949 Watsuji (1949: 23) in seiner Kritik an Ruth Benedicts *The Chrysanthemum and the Sword*.

retischen Überlegungen, die eine ganze Reihe von Schwachpunkten in den Studien dieser Autoren aufzeigen.

Wichtig kann eine Beschäftigung mit diesen Arbeiten allerdings aus wissenschaftshistorischen und -soziologischen Gründen werden. Wir können erkennen, inwieweit einerseits die gesamtgesellschaftliche Situation und andererseits die Traditionen innerhalb der Wissenschaft Einfluß nehmen auf die Auswahl des Untersuchungsgegenstandes und der Methoden sowie auf die Darstellung der Ergebnisse. Das ist sicher nichts Neues; mittlerweile ist anerkannt, daß auch ein Unterfangen wie die Wissenschaft, zumindest wenn sie sich mit fremden Kulturen befaßt, nicht in dem Sinne „objektiv“ sein kann, wie man sich das früher wünschte. Zur Bewertung von Forschungsergebnissen ist die Kenntnis dieser Grundlagen und Vorurteile unabdingbar – was ohne Zweifel auch für die eigenen Arbeiten gilt. Diesem Zwecke diene die hier vorliegende Darstellung der frühen Arbeiten der Culture and Personality-Richtung über den japanischen Nationalcharakter. Einer ähnlichen Betrachtung bedürfen allerdings auch die späteren ethnologischen Versuche, Aussagen zur japanischen Kultur und Gesellschaft zu machen. Dies soll in weiteren Beiträgen zu diesem Jahrbuch geschehen.

LITERATURVERZEICHNIS

- Barnouw, Victor (1979): *Culture and Personality*. 3. Auflage. Homewood, Ill.: The Dorsey Press.
- Beardsley, Richard K. (1965): Personality Psychology. In: John Whitney Hall & Richard K. Beardsley (eds.): *Twelve Doors to Japan*, S. 350–382. New York: McGraw-Hill.
- Beardsley, Richard K., John W. Hall & Robert E. Ward (1969): *Village Japan*. Chicago / London: The University of Chicago Press (Phoenix Books); (orig. 1959).
- Benedict, Ruth (1923): *The Concept of the Guardian Spirit in North America*. Washington, D. C.: Memoirs of the American Anthropological Association XXIX.
- Benedict, Ruth (1932): Configurations of Culture in North America. In: *American Anthropologist* (Menasha) 34/1: 1–27.
- Benedict, Ruth (1954): *The Chrysanthemum and the Sword*. Rutland / Tokyo: Tuttle (orig. 1946).
- Boas, Franz (1948): *Race, Language and Culture*. New York: Macmillan.
- Caudill, William (1970): The Study of Japanese Personality and Behavior. In: Edward Norbeck & Susan Parman (eds.): *The Study of Japan in the Behavioral Sciences*, S. 37–52. Houston: Rice University Press.
- Embree, John F. (1943): *The Japanese*. Washington: Smithsonian Institution (Smithsonian Institution War Background Studies, Number 7).

- Embree, John F. (1946): *A Japanese Village. Suze Mura*. London: Kegan Paul, Trench, Trubner & Co. (International Library of Sociology and Social Reconstruction).
- Gorer, Geoffrey (1962): Themes in Japanese Culture. In: Bernard S. Silberman (ed.): *Japanese Character and Culture*, S. 308–324. Tucson.
- Haring, Douglas G. (1962): Japanese National Character. Cultural Anthropology, Psychoanalysis, and History. In: Bernard S. Silberman (ed.): *Japanese Character and Culture*, S. 387–399. Tucson (orig. 1953).
- Harris, Marvin (1969): *The Rise of Anthropological Theory. A History of Theories of Culture*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Hunt, Robert (1967): Introduction. In: Robert Hunt (ed.): *Personalities and Cultures*, S. IX–XXI. Garden City: The Natural History Press (American Museum Sourcebooks in Anthropology).
- Kardiner, Abram & Edward Preble (1974): *Wegbereiter der modernen Anthropologie*. Frankfurt: Suhrkamp (Suhrkamp Taschenbuch 165).
- Kerlinger, Fred N. (1962): Behavior and Personality in Japan. A Critique of Three Studies of Japanese Personality. In: Bernard S. Silberman (ed.): *Japanese Character and Culture*, S. 400–413. Tucson (orig. 1953).
- LaBarre, Weston (1962): Some Observations on Character Structure in the Orient. In: Bernard S. Silberman (ed.): *Japanese Character and Culture*, S. 325–359. Tucson (orig. 1945).
- Lanham, Betty (1956): Aspects of Child Care in Japan. In: Douglas G. Haring (ed.): *Personal Character and Cultural Milieu*, S. 565–583. 3rd ed. Syracuse: Syracuse University Press.
- Lindesmith, Alfred R. & Anselm Strauss (1959): A Critique of Culture-Personality Writings. In: Morton H. Fried (ed.): *Readings in Anthropology*. Vol. II: Cultural Anthropology, S. 528–545. New York: Thomas Y. Crowell.
- Lubbock, John (1865): *Pre-Historic Times, as Illustrated by Ancient Remains and the Manners and Customs of Modern Savages*. London: William Norgate.
- Mandelbaum, David G. (1953): On the Study of National Character. In: *American Anthropologist* (Menasha) 55, S. 174–187.
- Mead, Margaret (1953): National Character. In: *Anthropology Today*, S. 642–667. Chicago: University of Chicago Press.
- Mead, Margaret (1973): *An Anthropologist at Work. Writings of Ruth Benedict*. New York: Avon Books (orig. 1959).
- Menzel, Ulrich (1989): Einleitung. In: Ulrich Menzel (Hg.): *Im Schatten des Siegers: Japan*. Band I: Kultur und Gesellschaft, S. 9–40. Frankfurt / Main: Suhrkamp (edition suhrkamp N.F. Band 495).
- Minami, Hiroshi (1949): Shakai shinrigaku no tachiba kara (Vom Standpunkt der Sozialpsychologie aus). In: *Minzokugaku Kenkyū* (Tōkyō) 14/4: 9–12.

- Minear, Richard H. (1980): The Wartime Studies of Japanese National Character. In: *The Japan Interpreter* (Tōkyō) 13/1: 36–59.
- Mitchell, Douglas D. (1976): *Amaeru. The Expression of Reciprocal Dependency Needs in Japanese Politics and Law*. Boulder, Col.: Westview Press (Westview replica editions).
- Modell, Judith (1984): *Ruth Benedict. Patterns of a Life*. London: Chatto & Windus.
- Norbeck, Edward & George DeVos (1961): Japan. In: Francis L.K. Hsu (ed.): *Psychological Anthropology. Approaches to Culture and Personality*, S. 19–46. Homewood, Ill.: The Dorsey Press.
- Silberman, Bernard S. (ed.) (1962): *Japanese Character and Culture*. Tucson: University of Arizona Press.
- Smith, Robert J. (1978): *Kurusu. The Price of Progress in a Japanese Village*. Stanford: Stanford California Press.
- Smith, Thomas C. (1959): *The Agrarian Origins of Modern Japan*. Stanford: Stanford University Press.
- Sofue, Takao (1960): Japanese Studies by American Anthropologists. In: *American Anthropologist* (Menasha) 62: 306–317.
- Stocking, George W. Jr. (1986): Essays on Culture and Personality. In: George W. Stocking Jr. (ed.): *Malinowski, Rivers, Benedict and Others. Essays on Culture and Personality*, S. 3–12. Madison: The University of Wisconsin Press (History of Anthropology Vol. 4).
- Stoetzel, Jean (1955): *Without the Chrysanthemum and the Sword. A Study of the Attitudes of Youth in Post-War Japan*. London: William Heinemann; Paris: UNESCO.
- Wallace, Anthony F. C. (1952): *The Modal Personality of the Tuscarora Indians as Revealed by the Rorschach Test*. Washington: Bureau of American Ethnology (Bulletin 150).
- Wallace, Anthony F. C. (1962): The New Culture-and-Personality. In: T. Gladwin & W. Sturtevant (eds.): *Anthropology and Human Behavior*, S. 1–12. Washington: Anthropological Society of Washington.
- Watsuji, Tetsurō (1949): Kagakuteki kachi ni taisuru gimon (Zweifel am wissenschaftlichen Wert). In: *Minzokugaku Kenkyū* (Tōkyō) 14/4: 23–27.
- Yanagita, Kunio (1949): Jinjojin no jinseikan (Die Lebensanschauung des einfachen Menschen). In: *Minzokugaku Kenkyū* (Tōkyō) 14/4: 28–35.
- Yans-McLaughlin, Virginia (1986): Science, Democracy, and Ethics. Mobilizing Culture and Personality for World War II. In: George W. Stocking Jr. (ed.): *Malinowski, Rivers, Benedict and Others. Essays on Culture and Personality*, S. 184–217. Madison: The University of Wisconsin Press (History of Anthropology Vol. 4).